

## Heinrich Heine, der fromme Ketzler

335 Jüdisch beschnitten – evangelisch getauft – katholisch getraut

*Pinchas Lapide*

Als Jude geboren und beschnitten, evangelisch getauft und katholisch getraut, blieb Heinrich Heine zeitlebens ein unsteter Grenzgänger zwischen den Welten: ein deutscher Patriot ohne Heimat; ein »europamüder« Weltenbürger im Exil; ein Rheinländer an der Seine – und nicht zuletzt: ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit, wie er sich selbst so tief-sinnig verstanden hat. Sensitiv und aggressiv zugleich, war er eine Zerreißprobe von Widerborstigkeiten, voll kreativer Unruhe, dem wir vielleicht die profundesten Bekenntnisse eines gläubigen Ketzers verdanken. Seinem »himmlischen Heimweh« und seinem zähen Ringen mit Gott um den inneren Frieden sei hier dieses Spätlob gewidmet. Eine lange Nacht hindurch rang Jakob einst mit dem Engel des Herrn – bis er ihm beim Morgengrauen seinen Segen abringen konnte. Heinrich Heine, ein später Nachfahre des Stammvaters, rang mit Gott und dessen Engeln ein ganzes Leben lang. Wie Jakob wurde auch er dabei angeschlagen, aber nicht geschlagen – doch der Segen blieb ihm versagt. Oder hat er ihn zu guter Letzt doch noch erlangt? Wie dem auch sei, der Kaufmannssohn aus der Düsseldorfer Bolkerstraße lebte eine Zeitlang in Frieden mit Gott; eine längere Zeit dauerte seine lautstarke Rebellion gegen Gott und die Welt; des öfteren haderte er mit Gott wie einst Abraham um Sodom und Gomorrha – aber ohne Gott lebte er fast nie.

Er liebäugelte zwar eine Weile mit Spinoza und dem Pantheismus, dann mit dem Linksradikalismus und dem Salon-Kommunismus, und während seiner Sturm-und-Drang-Epoche hat er auch »bei den Hegelianern Schweine gehütet«, wie es in der Rückschau des älteren Heine heißt, was sowohl seine Neu-Entwertung Hegels als auch seine Heimkehr als verlorener Sohn zum Glauben seiner Väter zum Ausdruck bringen soll. Daß es während seiner geistigen Odyssee auch zu atheistischen Wallungen kommen mußte, war bei seinem vulkanischen Temperament so gut wie unvermeidlich. Als Freund von Marx und Engels gefiel er sich eine Zeitlang in der Rolle des »Apostels der neuen Religion«, wie er die alt-neue Lehre nannte, die »das Sterben Gottes«, die Emanzipation des Fleisches und die Ver-Gottung des Menschen als angeblich befreiende Frohbotschaft ausposaunte. Wie un-neu all dies war, fand der reifere Heine in Psalm 14 und Psalm 53, die er in redlicher Selbstkritik auf sich selbst bezog: »Der Narr spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott ... da ist keiner, der Gutes tut ... Sie essen das Brot Des Herrn, aber rufen Seinen Namen nicht an.« Doch die ausschweifenden Festgelage des Dionysos, denen der in Hellas verliebte Jüngling ein paar Jahre lang frönte, waren – zutiefst gesehen – Teil einer leidenschaftlichen, wenn auch wirren Gottes-Suche. Die übermütige Lyrik jener Tage tat er später, nach seinem »Widerruf« mit einem kurzen Refrain ab:

Gebeugten Hauptes sink ich nieder,  
Oh Herr, vergib mir meine Lieder!

Doch auch im Überschwang seiner »Griechen-Jahre« war sein A-Theismus niemals eine nüchterne Leugnung Gottes, sondern ein gut jüdisches Phänomen, das man nur mit »heißblütigem Anti-Theismus« bezeichnen kann: ein heiliger Zorn auf jenen unglaublichen Zwerg-Gott, den gewisse Theologen ihm des öfteren aufgeschwatzt hatten – ein Buchhalter-Gott, der sorgfältig gute und böse Taten aufrechnet; ein Himmelstyrann, der seine irdischen Untertanen polizeilich reglementiert; und ein Schlachten-Gott, der in ehrwürdigen Kathedralen die Waffen segnen läßt. Im Vorwort zum *Atta Troll* erläutert er diesen Pseudo-A-Theismus als gläubigen Bildersturm: »Wir spotten nur über das Zerrbild«, so schreit er auf, »nicht über Gott!« (was im Grunde den »Vogelscheuchen im Gurkenfeld« entspricht, mit denen Jeremia (10,5) die Ab-Götter der Heiden anzuprangern pflegte). Aus Glaubensgründen, nicht aus Aufmüpfigkeit blieb Heine auch zeitlebens ein harter Gegner der Religionen – wie Karl Barth es war –, da ihm, als Jude, auch nach seiner Taufe die Verdinglichungen und Verbilderungen Gottes ein Greuel blieben; »Götzenbilder«, wie er sagte, »beweihräuchert mit allzu viel frömmelnder Salbaderei«, durch deren Dunst nur hie und da ein Funken echter Frömmigkeit durchzubrechen vermochte. »Religion und Heuchelei sind Zwillingsgeschwestern«, so schreibt er in seinem Essay *Zur Geschichte der Religion*, »und beide sehen sich so ähnlich, daß sie zuweilen nicht voneinander zu unterscheiden sind.« In seiner harten Kritik an den Kirchen und in der Unmittelbarkeit seiner Gottesbeziehung erinnert er häufig an Martin Buber, der nicht müde wurde zu betonen: »Ich meine Gott – nicht die Religionen!« Nur um (mit seinem Freund Leonhard Ragaz) hinzuzufügen, daß das Reich Gottes eher »das Gegenteil von Religion sei«, ja, daß Religion die Neigung habe, »sich an die Stelle Gottes zu setzen« und daher »gottlos zu sein«.

Fest steht in der heutigen Rückschau, daß Heine sowohl in seiner unentwegten Jagd nach dem Geheimnis Gottes als auch in seiner oft mit Spott und Ironie verbrämten Auflehnung gegen das etablierte Kultwesen den Propheten Israels sehr nahe stand. »Was soll Mir die Menge eurer Opfer, spricht Der Herr, ... Ich habe keinen Gefallen am Blut eurer Stiere, Lämmer und Böcke!« So donnerte einst Jesaja (1,11ff.). Denselben Priestern im Tempel zu Jerusalem verkündet auch Jeremia seine antiklerikale Drohbotschaft: »So spricht Der Herr: Wenn ihr auf Mich nicht hören werdet, und nicht nach Meinen Geboten lebet ... so will Ich dieses Haus zerstören und diese Stadt zum Fluchwort machen für alle Völker auf Erden« (Jer 26,4–6). Ähnliches bewegte ... wohl auch Heine, als er im Nachwort zum *Romanzero* Wert darauf legt zu betonen, daß seine religiösen Überzeugungen »von jeder Kirchlichkeit« freigeblieben seien: »Kein Glockenschlag hat mich verlockt«, so beteuert er, »keine Altarkerze hat mich geblendet«, – worauf der Grenzgänger zwischen Kirche und Synagoge seinen Antikonfessionalismus mit Nachdruck hervorhebt. Ein Meister der Dialektik, hatte er einen geradezu wollüstigen Genuß daran, allen die

Wahrheit zu sagen, wie er sie sah: den Juden und den Antisemiten; den Deutschen und den Franzosen; den Adelligen und den Bürgern, aber vor allem: den Katholiken und den Protestanten.

So konnte er den katholischen »Pfaffen« ... sowohl »Scheinheiligkeit und Heuchelei« als auch »gleissende Frömmel« vorwerfen und den Katholizismus eine Religion nennen, »die die Menschheit mit ihrer Leibfeindlichkeit angekränkelt hat«. In diesem Sinne beeindruckt ihn die Messe, als »wenn der Liebe Gott eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch wie bei einem Leichenbegängnis«. Und dennoch konnte er ergreifende Beschreibungen über die Marienprozessionen im katholischen Düsseldorf dichten; mystische Betrachtungen über Heiligenfeste in Italien anstellen; und während seiner »Anfälle von Wunderglauben«, wie er sie sachlich diagnostizierte, konnte er beschwingend gläubige Verse schmieden, die wie der Erguß profunder Volksfrömmigkeit klingen – wie etwa seine *Wallfahrt nach Kevlaar*, die nicht von ungefähr bis heute zu den erbaulichen Texten der Katholikentage gehören.

Auch die Kirchen der Reformation kommen bei Heine nicht besser weg. »Die protestantische Religion ist mir zu vernünftig«, so läßt er seinen Herrn Hyazinth sagen, »gäbe es in ihrer Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Sie schadet nichts und sie ist so rein wie Wasser, aber sie hilft auch nichts«. Was Heine besonders anwidert, sind die Streitigkeiten der Pietisten und der Orthodoxen, die er als »Mystiker ohne Phantasie und Dogmatiker ohne Geist« bezeichnet. Die »feigsten Mönchstücke, die kleinlichsten Klosterränke sind noch immer noble Gutmütigkeiten im Vergleich mit den Gehässigkeiten der Protestanten, die jetzt sogar bei der Philosophie noch Beistand suchen« – ein Tatbestand, der für Heine ihren unabwendbaren Untergang vorausahnen läßt. Und dennoch – oder gerade deshalb – war Heine ein glühender Verehrer Martin Luthers, dessen Bibelübersetzung er sich stets bediente, insbesondere um Kirchen und Synagoge anzugreifen. »Luther gab uns nicht bloß die Freiheit der Bewegung«, so schreibt er, »sondern auch das Mittel der Bewegung: Dem Geist gab er den Leib; dem Gedanken gab er auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache.« Heine war zwar nicht blind für »die plebeische Rohheit« in Luthers Streitschriften, die er als »ebenso widerwärtig wie grandios« empfand – aber was war das schon im Vergleich zur Denkfreiheit und zur Vernunfttherrschaft, die er, laut Heine »den Deutschen geschenkt hatte«!

Kurzum: Der Glaube als solcher galt ihm als edel, hehr und erhaben; die Religionsstifter waren Leuchten der Menschheit, aber die in ihrem Namen gegründeten Institutionen empfand er stets als »herzlich schlecht«. Daß er dabei seinen Tadel ganz unparteiisch auszuteilen gewillt war, mußte dazu führen, daß er sich zwischen alle Stühle setzte – aber war das nicht schon immer der Stamplatz aller Propheten? Mit Witz und Esprit, mit Charme und Eleganz, aber gelegentlich auch mit Frivolität betrieb er seine Berufung als ewiger Ruhestörer. So z.B. gießt er in seiner Ballade über die Disputation in Toledo eimervoll Spott und Sarkasmus über den Glaubenskampf zwischen Rabbi Juda, dem Navarrer, und Frater José, dem Fran-

ziskaner – nur um der spanischen Königin sein eigenes Schlußwort in den Mund zu legen:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht –  
 doch es will mich schier bedünken,  
 daß der Rabbi und der Mönch,  
 daß sie alle beide stinken.

Wobei er immer wieder mit Nachdruck betont: »Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Geröll der Altäre lauern; die arg-klugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen ... und Verleumdung zwischen in das Ohr des frommen Beters.«

Das hätte auch ein Jeremia oder ein Schüler des Jesaja sagen können – bis hinein in die blumige Bildersprache der eifernden Scheltreden. Das gilt mit gleicher Vehemenz auch für sein gebürtiges Judentum, das er »ein tausendjähriges Familienübel« und eine »aus dem Niltal mitgeschleppte Plage« nennt. »Bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion; die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind!« – So läßt er seinen Hyazinth aufseufzen: »Man hat nichts als Schimpf und Schande davon. Es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück.« Doch solche Ausbrüche können keinen Kenner der jüdischen Selbstkritik irreführen. Weder Abscheu noch Gehässigkeit gegenüber den eigenen Wurzeln kommen hier zum Ausdruck, sondern verletzte Liebe und enttäuschte Hoffnung, wie sie auch die Propheten beseelt, wenn sie Jerusalem »eine Hure« nennen und die Priester als »Abtrünnige« und ganz Israel als »verstockt« brandmarken ... So kann derselbe Heine Moses als den größten Künstler bewundern, der zwar keinerlei Pyramiden aus Granit formierte, wohl aber »Menschen-Obelisk« meißelte, indem er einen armen Hirtenstamm nahm und daraus ein Volk schuf, »ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das ... der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte – er schuf Israel«.

Und so kommt Heine zu dem Schluß, »daß die Griechen nur schöne Jünglinge waren, die Juden aber immer Männer: gewaltige, unbeugsame Männer ... bis auf den heutigen Tag, trotz 18 Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends«, wie er betont. Und so bekennt er sich stolz zu »seinen Ahnen, die dem edlen Hause Israel angehörten und Abkömmlinge jener Märtyrer waren, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben«.

Kurzum: Wer über Heine spricht, kann von seinem »unabwaschbaren« Judesein nicht absehen, wie vielfältig und widersprüchlich es sich auch bei ihm zu manifestieren pflegte. Mit Ludwig Börne konnte auch er sagen: »Die einen werfen mir vor, daß ich Jude sei; die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür, aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt im magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus.« Jüdisches Geschick und jüdische Sehnsucht hatten sich tief in seinen Werken eingemeißelt, auch dort, wo er nicht von Juden spricht. Als geschlagener Jude war es das Prophetenblut in seinen Adern, das ihn ansprach, für alle Entrechteten auf-

zuschreiben. In seinem kämpferischen Gedicht *Die schlesischen Weber* stellt er sich auf die Seite der Revoltierenden des Jahres 1844; er empört sich über die Mißhandlung der Neger in den USA, und seine spitze Feder streitet unentwegt für das Volk, »den großen Lümmel«. Was ihn aber noch mehr schmerzte als das Scheitern aller Versuche, seine zwifache Herkunft als Deutscher und als Jude in Einklang zu bringen, war die Unfreiheit seiner deutschen Mitbürger. »Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei, und ich gesunde« – das hätte auch ein Provokateur der Liebe wie der Prophet Amos verkünden können, der, wie Heine, die gesellschaftlichen Mißstände seiner Zeit der schonungslosen Kritik unterwarf: »Höret das Wort, Ihr Vollgefressenen, die Hilflose unterdrücken, Bedürftige schinden und sagen: Schafft her, daß wir saufen! ... Ja, gebt acht! Tage kommen über Euch, da schleppt man Euch fort mit Nasenseilen, und Euer Hinterteil mit Fischerhaken!« (Amos 4,1–3) Dieser drastische Protest in derber Bauernsprache, den Amos gegen die genußsüchtige Elite seiner Residenzstadt richtet, entstammt demselben empörten Gerechtigkeitsempfinden, das den jungen Heine bewegt, wenn er seinen Titelhelden »William Ratcliff« von jenen reden läßt, »die selber im Überfluß schwelgen«:

Und stolz herabsehen auf den Hungerleider,  
der mit dem letzten Hemde unterm Arm  
langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandelt.  
Oh seht mir doch die klugen, satten Leute an,  
wie sie mit einem Walle von Gesetzen  
sich wohl verwahren gegen allen Andrang  
der schreiend überläst'gen Hungerleider!

Amos und Heine wollen beide mit dem Rüstzeug der Propheten eine fettleibige Abgestumpftheit durchstoßen und die überhebliche Rücksichtslosigkeit jener reichen Prasser anprangern, gegen die auch Rabbi Jesus seine »Weherufe« schleudert, um im Namen der Nächstenliebe als Anwalt der Armen gegen den Mißbrauch der Macht aufzutreten. Und wenn der leidgeprüfte Heine dann klagt, er habe »manchmal nicht übel Lust, das ganze Sprechamt aufzugeben«, aber sich dann doch wie Jeremia als »Diener des Wortes« versteht, den »ein inneres Feuer schier verzehrt, so daß er's nicht ertragen konnte, er wäre schier vergangen« (Jer 20,9), so folgt Heine in den Fußstapfen Moses, der zwar beteuerte, er habe eine »zu schwere Zunge« zum Künden – aber dann dennoch sein Volk aus der Sklaverei herausführte. Er folgt dem Propheten Elia, der in die Wüste geflohen war, um der Stimme zu entfliehen – aber dann dennoch das Künderamts auf sich nimmt; und dem armen Jonah, der dem Geheiß von Oben durch Flucht zu entgehen versucht, aber von Gott mühelos eingeholt wird.

Er war, ohne es zu wissen, auch ein wehmütiger Prophet. Am klarsten wurde mir diese Gabe in seinem Gedicht aus der Nachlese von 1824, in dem er das gesamte Judentum zu »Edom« sprechen läßt (»Edom« ist der alte rabbinische Beiname für die Kirche des Triumphalismus – *An Edom* heißt das Gedicht):

Ein Jahrtausend schon und länger –  
 dulden wir uns brüderlich.  
 Du, du duldest, daß ich atme;  
 daß du rasest, dulde ich.  
 Manchmal nur, in dunklen Zeiten,  
 ward' mir wunderlich zumut',  
 und die Liebe-frommen Tätzchen  
 färbtest du mit meinem Blut.  
 Jetzt wird unsre Freundschaft fester,  
 und noch täglich nimmt sie zu;  
 denn ich selbst begann zu rasen,  
 und ich werde fast wie du.

Das klingt fast, als wäre es für das Stammbuch so mancher heutiger Israelis gemeint. Er weist ohne Umschweife auf die innere Gefahr hin, die später auch Martin Buber erkannte, als er vor einer Über-Betonung des Polit-Israels zu warnen pflegte, das so rasen will wie andere Völker – auf Kosten der zionistischen Vision der Bibel-Propheten.

Dies schon vor 160 Jahren durchschaut zu haben, wirft neues Licht auf den feinfühligsten Spötter und Satiriker Heinrich Heine. In der Tat, ein Honiglecken war das Prophetentum wohl nie, denn einer, der da mahnt und rügt, der schilt und droht, wird heute, genau wie anno dazumal, für seine Mühe geschlagen, verleumdet, abgewählt oder vertrieben. Und wenn Elia fliehen mußte, um das nackte Leben zu retten; wenn Micha im Gefängnis landete und Jeremia halb zu Tode geprügelt wurde, so erging es Heine wie seinem Amtskollegen Amos: »Seher, auf, flüchte ins Land Juda! Dort magst Du Dein Leben fristen ... In Beth-El aber darfst Du nicht mehr als Prophet sprechen!« (Amos 7, 12–13) Kurzum: Redeverbot und Landesverweis – getarnt als menschliches Entgegenkommen.

Wie allen Kündern im alten Israel war Heine die Botschaft wichtiger als sein Botenschicksal. Er sicherte sich nie ab; Vorsichtsmaßnahmen waren mit seiner Militanz nur schlecht vereinbar. Ein Virtuose der Polemik, wollte er von Takt und Taktik genau so wenig wissen, wie Jesaja. Franzosenfreund! Vaterlandsverräter! Jude! Lügner! Charakterloser! Verführer der Jugend und gottloser Materialist! – wie sehr Heine unter all diesen gehässigen Vorwürfen gelitten hat, können wir nur ahnen.

Unverkennbar ist in seinem Werk die Absicht, mit Spott und Ironie, mit Zorn, des öfteren sogar mit Hochmut jene Gefühle zu kaschieren, die sein Herz bestürmten: die Enttäuschung des Abgewiesenen, die Pein des Verstoßenen und die Qualen verschmähter Liebe. Und da er mit offenem Visier zu kämpfen liebte, ging er den schweren Prophetenweg ins Exil – um nie in Deckung gehen zu müssen. »Wer das Exil nicht kennt«, schrieb der nach Paris verjagte Heine, »begrift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken gießt. Dante schrieb seine ›Hölle‹ im Exil.« Und dennoch heißt es: »Baut Häuser in der Stadt Eurer Verbannung, darin Ihr wohnen mögt, pflanzt Gärten ... Suchet der Stadt Bestes, in die ich Euch habe wegführen lassen!« Diesen Rat Jeremias

(29,5ff) an seine Landsleute in Babylon befolgte auch Heine, der im Exil Leid und Not, aber auch seine größte Schaffensfreude und – zu guter Letzt – auch seine »Bekehrung« erleben konnte.

Auch der letzte Tropfen Wermut im Leidenskelch des Künderamtes blieb ihm nicht erspart. »Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland« (Mt 13,57). Diese Binsenwahrheit, die Elia in Samaria, Jeremia in Jerusalem und Jesus in Nazareth am eigenen Leib erfahren mußten, wurde auch Heine zuteil. Nichts Deutsches war dem Juden Heine fremd, der »das deutsche Wort« als »unser heiligstes Gut« bezeichnete, denn es sei »ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern«. Deutschland jedoch, mit seiner Haßliebe zu seinen jüdischen Stiefkindern, nötigte ihn, über die Grenzen seiner Heimat hinauszuwachsen – und so gelang ihm, was einem Kleist und einem Uhland versagt geblieben war: Er wurde ein europäischer Schriftsteller von Weltrang.

Auch »Klein Paris«, wie Napoleon anno 1811 Düsseldorf benannt hatte, hinkt in der postumen Anerkennung des »größten Sohnes« dieser Stadt hinter Paris her. Lange wollte man gar nichts von ihm wissen. Dann versuchte man die Wiedergutmachung fast schlagartig, indem ein sonderbares Denkmal gebaut, ein Heine-Preis ausgeschrieben und ein Heine-Archiv errichtet wurden. Als aber der naheliegende Gedanke aufkam, die neu gegründete Universität nach Heine zu benennen, da dauerte die mäandernde Debatte um die Namensgebung 17 lange Jahre – nur um im Februar 1982 in eine amtliche Ablehnung auszumünden.

In den Worten von Rainer Wolf:

Der Universitätskonvent  
zu Düsseldorf am Rheine  
beschloß, daß, wenn er sich benennt,  
auf keinen Fall nach Heine,  
weil Heine a) als Demokrat  
und b) als Sozialist  
den Spießern auf die Zehen trat,  
was typisch jüdisch ist.

Manche frohlockten, denn sie sahen in der Weigerung ein Zeichen der ungebrochenen Wirkung Heines – man fürchtete ihn eben noch immer. Tatsächlich hatte er vorausgesagt:

Wenn ich sterbe,  
wird die Zunge  
ausgeschnitten meiner Leiche.  
Denn sie fürchten,  
redend käme ich  
wieder aus dem Schattenreiche.

Kurzum: Obwohl Heines Weltruhm von Island bis nach Japan ... unumstritten bleibt, behält Rabbi Jesus noch immer Recht: »Nirgends ist ein Prophet so verachtet wie in seiner Vaterstadt« (Mk 6,4).

Doch nein! Im Dezember 1988 – auf die Woche genau 191 Jahre nach der Geburt des Dichters – kam es zur Wende. Der Senat der Hochschule rang sich zur Benennung »Heinrich-Heine-Universität« durch – zur tiefen Genugtuung der städtischen Behörden und zahlreicher Bürger und Studenten. Für den Nachruhm Heines ist der Beschluß ohne Bedeutung. Aber vielleicht wird der neue Name auf den Geist dieser Universität Einfluß ausüben. Das wäre dann doch noch ein postumer Triumph für Düsseldorf's größten Sohn.

Heine hatte keine Illusionen im Hinblick auf die prekäre Lage des Judentums inmitten eines nur hauttief christianisierten Europas. Nach dem Hamburger Judenkravall im August 1819 schreibt er wehmütig: »Ein Jude sagt zum anderen: Ich bin schwach. Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Weltgeschichte des Judentums.« Heine gehörte zu jener ersten, dem Ghetto entronnenen Generation. Er war ein Neuankömmling, der stets um seine Anerkennung zu kämpfen und die Schikanen einer feindlich gesinnten Umwelt zu fürchten hatte. Nur aus diesem existentiellen Zwielficht erklärt sich der aufgestaute Heißhunger bei der Aneignung europäischer Kultur und das ungestüme Sich-Losreißen von der väterlichen Lebensweise, die damals viele junge Juden gekennzeichnet hat.

Der Jude hatte auf deutschem Boden allzu lange nur allzu Schweres ertragen müssen, um nicht Herz und Kopf zu verlieren, sobald auch für ihn endlich das Fanal der Freiheit aufzuleuchten begann. Und so waren manche Juden damals im Völkerfrühling bereit, ihre Vergangenheit auf dem Altar der Zukunft darzubringen. Mehr noch: das Wohl ihrer Kinder dem Glauben ihrer Väter vorzuziehen. Während sich andere Minderheiten aus solchen Seelenqualen in eine Gemeinschaft flüchten konnten, war dem Juden jener Tage, der ein Deutscher werden wollte, dieser Ausweg versperrt. Er lebte in einem vogelfreien Niemandsland zwischen den Fronten. Wie jedes Genie, das seiner Zeit vorausseilt, stand Heine daher so gut wie allein. Noch 1823 schreibt er an seinen Freund Moser, er hielte es für würdelos und entehrend, wenn er, um ein Amt in Preußen zu erhalten, sich taufen ließe. »Im lieben Preußen«, so seufzte er auf: »Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Ärger katholisch; und hänge mich auf.«

So weit ging Heine zwar nicht; wohl aber wurde er anno 1825 formell ein Protestant, weil dies damals die Vorbedingung für die Bekleidung eines Staatsamtes in Deutschland war. Mit der Rückgängigmachung des liberalen »Code Napoléon« war der große Emanzipationstraum im Nu ausgeträumt. Die Reaktion war im Vormarsch und hätte die Juden am liebsten ins Ghetto zurückgeschoben. Den Grund erläutert Heine mit lakonischer Weitsicht: »Erst wenn die ganze Menschheit frei geworden ist, kann sie den Juden Freiheit gewähren. Denn: wie sollte sie geben, was sie selbst nicht hat?« Womit er »Gottes Minorität« zum Barometer der Freiheit und zum Pegel der Toleranz erklärt – was sie in der Tat auch bis heute geblie-

ben ist. Er macht auch keinen Hehl daraus, daß ihn nicht Glaubensgründe, sondern Broterwerb und Kulturhunger gezwungen hatten, den Taufschein als »Entrée-Billet« zur Aufnahme in die europäische Gesellschaft zu erwerben. Wenn er dabei beteuert, er hätte lieber silberne Löffel gestohlen, wenn das nicht verboten wäre, so spricht das gewiß nicht für ihn; noch weniger aber für einen Staat, der einem genialen Juden wegen seines Judeseins keine Chance zur Entfaltung bietet.

»Die Taufe geschah in aller Stille in der Wohnung des Pfarrers« – so nachzulesen in dem Kirchenbuch der Evangelischen Gemeinde zu St. Martin in Heiligenstadt. Bei der Zeremonie war nur noch eine einzige Person zugegen: der als Pate fungierende Theologe. Offensichtlich sollte sich das Ganze möglichst unauffällig und schnell abspielen. Wenige Monate später schrieb Heine in einem Brief: »Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben.« Der Taufzettel war, seiner berühmten Formulierung zufolge, nichts anderes als »das Entréebillet zur europäischen Kultur« – also auch zur deutschen. Da allerdings erwies sich dieses Dokument als wenig nützlich: Heine muß eine Enttäuschung nach der anderen erlebt haben, denn: »Ich bin jetzt bey Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'. Ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sey, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück.«

Diesen sozialen Zwang zur Taufe geißelt er später als »modernen Scheiterhaufen« und kann gar nicht begreifen, daß ein Jude aus innerem Antrieb Christ werden wolle. Halb zynisch, halb autobiographisch heißt es in seinem Gedicht, *Einem Abtrünnigen* gewidmet:

Und Du bist zu Kreuz gekrochen  
zu dem Kreuz, das Du verachtest.

Auch nach seiner Taufe erging es ihm wie später Kurt Tucholsky, der anno 1935 im schwedischen Exil schrieb: »Ich bin im Jahre 1911 aus dem Judentum ausgetreten – und ich weiß jetzt, daß man das gar nicht kann.« Beim alten, kranken Heine klingt das noch klarer: »Ich mach keinen Hehl aus meinem Judentum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen habe.«

Klingt das nicht wie eine trügerische Doppelzüngigkeit? Keineswegs! Daß er sich zwar taufen ließ – wobei er immer wieder das Passivum dieser Handlung betonte –, ohne jedoch zur Kirche überzutreten, bewies nicht nur seine militante Kirchenkritik, sondern insbesondere sein Jesusbild, das so gut wie nichts weder mit Christologie noch mit Trinität zu tun hat. Heine wurde niemals Christ, sondern war ein Jesuaner. Für ihn sollte der Rabbi von Nazareth zur Glaubensbrücke werden, um sein gebürtiges Judentum und sein »angetautes« Christsein zur einenden Synthese zu verschmelzen.

Wie eine Mutter für ihr Kind nicht nur einen Namen hat, sondern mehrere; wie Liebende sich mit immer neuen Namen benennen, so ergeht es Heine, wenn er von Jesus schreibt. Seine bunte Palette von Jesusbildern entspringt aber auch dem jüdischen Widerwillen gegen ein

einziges festgeschriebenes, dogmatisch erstarrtes Bildnis, das nicht mehr entwicklungsfähig ist. Indem Jesus für Heine bald zum großen Mystiker und Märtyrer, bald zum Befreier oder Erlöser wird, der an seiner grenzenlosen Selbsthingabe zugrunde geht, erfährt er ihn als den festen Seelenanker für all seine Hoffnungen, Träume und Enttäuschungen und, nicht zuletzt, als die Versöhnung all jener Widersprüche, die ihn zeitlebens zerfleischt haben. Als »Befreier der Völker« war Jesus der Mann, der für Heine Theologie und Politik zu einer Art von revolutionärer Theo-Politik verbinden konnte. Indem er die Exegese seinen eigenen Spielregeln unterwarf, konnte er seinen Jesus sogar zum »Göttlichen Kommunisten« umfunktionieren, dessen Wort vom Kamel und dem Nadelöhr das Himmelreich zum Monopol der armen Schlucker gemacht hat.

»Einen braven Soldaten im Befreiungskrieg der Menschheit« hat sich Heine 1829 einmal genannt. Das war er wirklich. In all seinen Visionen von der besseren Gerechtigkeit, in all seinen abgrundtiefen Enttäuschungen fand er letztlich in Jesus auch den großen Glaubensgenossen und Leidensgefährten, dessen Passion er jenseits aller Polemik mit redlichem Galgenhumor betrauert. Fast alles, was Heine hier über Jesus sagt, gilt auch für ihn selbst – nicht zuletzt die schleichende Resignation, der Welt-schmerz – die Europamüdigkeit, wie er sie nannte – und die frustrierte Liebe, die sich in Aberwitz Luft zu machen sucht. Als er im Morgenrot am Wegrand das Bild des Gekreuzigten erblickt, da stöhnt in ihm das ganze Elend seines wunden Judentums. Und so schreibt er:

Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal  
dein Anblick, mein armer Vetter,  
der du die Welt erlösen gewollt,  
du Narr, du Menschheitsretter! –  
Ach! hättest du nur einen anderen Text  
zu deiner Bergpredigt genommen,  
besaßest ja Geist und Talent genug,  
und konntest schonen die Frommen! ...  
Geldwechsler, Bankiers hast du sogar  
mit der Peitsche gejagt aus dem Tempel –  
unglücklicher Schwärmer, jetzt hängst du am Kreuz  
als warnendes Exempel! –

Heine war beschnitten und getauft – wie Jesus es war, dem er bis zum Lebensende Glauben geschenkt hat. Nicht als »Gottessohn« noch als Weltenheiland, wohl aber als Vorbild der Menschlichkeit, der Nächstenliebe und der selbstlosen Hingabe für die anderen. Wenn nicht alles trügt, so scheint dieser erzirdische, urjüdische Jesus, den Heine so sehr liebte, dem ursprünglichen Nazarener viel näher zu stehen als so manche Lichtgestalt der weltentrückten Kirchenbilder. Wie dem auch sei, der jüdische Jesus half ihm in seiner unvollendeten Suche nach einer Antwort auf das ewige Rätsel der Theodizee.

Häufig mißverstanden und zu Unrecht verpönt wurde von Heine-Spezialisten jenes blasphemisch klingende Gedicht, mit dem er anno 1853 seinen Lazarus-Zyklus einleitet. Er stellt die Gottesfrage in einer Kraßheit, die nur einer aufbringen kann, der lange mit Gott zu ringen hatte und nun endlich gelernt hat, mit Fragen auszukommen, auf die es hienieden keine Antworten gibt. Wenn er dann dennoch aufmuckt, so ist das weder Lästerei noch A-Theismus, sondern gehört zur ältesten jüdischen Bibeltradition. »Herr, ich muß mit Dir rechten!« So sagt Jeremia zu Gott: »Warum geht's doch den Gottlosen so gut, und die Abtrünnigen haben alles in Fülle?« (Jer 12,1-2) »Wie lange soll ich noch schreien – und Du willst nicht hören?« So lautet der Vorwurf Habakuks an seinen Schöpfer: »Warum läßt Du mich Bosheit sehen, und Du siehst all dem Jammer zu?« (Hab 1,1-2) Seit diesem Prophetenprotest gehört es zum Urgestein des Judentums, mit Gott zu hadern, das Menschenrecht vom Himmel einzuklagen und Einspruch zu erheben gegen die schmerzlichen Risse im Weltgebäude – bis hin zum Rand der Rebellion.

Nirgends ist Heine jüdischer und bibelfester; in keinem Aufschrei seiner tobenden Brust wird er dem streitbaren Namen »Israel« gerechter als in seiner empörten Frage nach dem Leiden der Menschheit. Die Sprache ist bitter und aggressiv. Der Ton, wie immer, spöttisch und gequält zugleich. Jesus, als leidender Gottesknecht, verkörpert hier das Elend allen Menschentums. Aber gerade hier, vor dem Abgrund der Trostlosigkeit, wird die Klage nicht zur Anklage. Am Ende bleibt nur noch das »Wir« aller Gotteskinder – und Gott bleibt, allem Elend zum Trotz, »unser Herr«. Um hier, hinter all der gereizten Verzweiflung, die leise Stimme eines keimenden Glaubens herauszuhören, bedarf es jüdischer Hellhörigkeit. Dieser kahle Hiobstext an sich will doppelbödig gelesen und verstanden werden:

Lass die heil'gen Parabeln,  
lass die frommen Hypothesen –  
Suche die verdammten Fragen  
Ohne Umschweif uns zu lösen!

Warum schleppt sich blutend, elend  
unter Kreuzlast der Gerechte,  
während glücklich als ein Sieger  
trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa  
unser Herr nicht ganz allmächtig?  
Oder treibt er selbst den Unfug?  
Ach, das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig  
bis man uns mit einer Handvoll  
Erde endlich stopft die Mäuler –  
Aber ist das eine Antwort? –

Eine Antwort hat Heine zu guter Letzt dennoch gefunden – gegen Ende seiner turbulenten »Lebensfahrt«. In seinen Herbstjahren konnte er mit Stolz, ja mit Trotz behaupten: »Ich habe den Weg zum Lieben Gott weder durch die Kirche noch durch die Synagoge genommen. Es hat mich kein Priester, es hat mich kein Rabbiner vorgestellt. Ich habe mich selbst bei IHM eingeführt – und ER hat mich gut aufgenommen.« Dieses Geständnis Heines ist gut antiklerikal gemeint, aber entspricht dem Tatbestand nicht ganz. Auf seinem langen Umweg zu Gott hatte er nämlich auf der letzten Durststrecke zwei bewährte Wegweiser: Das Leid – und die Bibel, die er gerne »die Memoiren Gottes« nannte. Kurz nach den Unruhen des Jahres 1848 erkrankt er so schwer, daß er die Pariser Wohnung nicht mehr verlassen kann und gelähmt acht Jahre bis zu seinem Tode (1856) an »die Matratzengruft« gefesselt bleibt. In diese Zeit fällt seine »Bekehrung«, wie er sie selber nennt, über die man schon damals viel gerätselt hat. Was ihn zur Umkehr bewegt hat, zur Abkehr von fremden Göttern, zur Rückkehr zum Glauben der Väter und zur Heimkehr zu sich selbst, beschreibt er mit bestechender Schlichtheit: »Ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches – Eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkeltätig und anspruchslos aussieht wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt ... und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die Heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer Ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des »Göttlichen Wortes«. – Was den Bettlägerigen bewegt, ist ein gründliches Nachdenken über die Natur des Menschen schlechthin: »Im Wonnemonat des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bett legen, und ich bin seitdem nicht mehr aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimütig gestehen, ist eine große Umwandlung in mir vorgegangen. Ich bin kein Göttlicher Zweifüßler mehr; ich bin nicht mehr »der freieste Deutsche nach Goethe«, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat ... ich bin jetzt nur ein abgezehrttes Bild des Jammers, ein armer, todkranker Jude.«

Dieser arme, todkranke Jude, der sich nun in der Barmherzigkeit Gottes geborgen weiß, widerruft ganz »unumwunden« all seine Lästerungen als Jugendeseele – ja, daß alles, was er einst zur »großen Gottesfrage« zu sagen hatte, »ebenso falsch wie unbesonnen« war. Mit zitternder Hand schreibt er: »Zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machen über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu benennen belieben ... habe ich mit Dem Schöpfer Frieden gemacht ... Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott!« So jubelt er. Das himmlische Heimweh überfiel ihn und trieb ihn – wie er betont – weder zur Schwelle irgendeiner Kirche oder gar in ihren Schoß, sondern in die Arme Des Einen Gottes. Der ausgebliebene Segen, dem er zeitlebens nachgejagt war, wurde ihm in seiner Pariser Passionszeit doch noch geschenkt.

Zum Ende seines streitbaren Lebens steht Heine zwischen beiden Konfessionen: Er verbirgt sein Judentum keineswegs, aber macht auch seinen

Übertritt zum Christentum nicht rückgängig. Über alle Zweifel, Zwiespälte und Anfechtungen hinweg, in denen er sich selbst so oft zur Last geworden war, hat er im Leiden jenen Glaubensfrieden gefunden, in dem all seine Gegensätze letzten Endes ihren Zusammenklang finden konnten. Dem inneren Frieden, der über alle Vernunft und Ironie erhaben ist, hat er in der Form seiner eigenen Grabschrift ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Wie eine Parabel über sein ganzes Leben beginnt sie mit einem Bündel von Fragen und klingt mit der Antwort des Glaubens aus:

Wo wird einst des Wandermüden  
letzte Ruhestätte sein?  
Unter Palmen in dem Süden?  
Unter Linden an dem Rhein?  
Werd' ich wo in einer Wüste  
ingescharrt von fremder Hand?  
Oder ruh ich an der Küste  
eines Meeres in dem Sand?  
Immerhin! Mich wird umgeben  
Gotteshimmel, dort wie hier,  
und als Totenlampen schweben  
nachts die Sterne über mir.

An seinem Grabmal in Paris gibt es keinen Hinweis, welcher Religion er angehört habe. Rechtsens! Denn er hat ja heimgefunden zu Gott, der über allen Religionen thront.